



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Prilipp, Beda: Briefe und Memoiren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Lied kam ihnen in den Sinn. Und da heut schon soviel gesungen war, wollten sie sich auch hören lassen. Aus jungen Kehlen hallte es frisch über den Schnee, das Lied vom Heimatland:

„Mu isamaa, mu õnn ja rõõm!“*)

Kein Widerspruch wurde laut. Nach dem Ernst der Stunde behielt die zukunftfrohe Jugend das Wort. Und durch die verholzten Sparren des Pfarrhofdachs, durch die Fensterhöhlen der Kirche leuchtete tröstlich der blaue Himmel. . . .



Briefe und Memoiren

Von Beda Prilipp in Berlin-Schöneberg



ie letzten Monate haben uns eine reiche Auslese von Memoiren und Briefen gebracht. Eine bunte Reihe von Bildnissen, in täuschendem Schein noch durchströmt und durchwärmt von dem roten Duell des Lebens, der den Augen Glanz und Ausdruck, den Gliedern ihre charakteristische Beweglichkeit lieh, schaut uns aus diesen Blättern an. Denn wenn in allem, was uns das Lebenswerk eines bedeutenden Menschen überliefert, sein vergeistigtes Selbst fortleben kann, so scheint sich dieses Erbe doch sehr bald nach dem Scheiden einzugliedern in ein Ganzes, das wiederum nur einen Arbeitsteil in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit bedeutet. Wie groß oder wie klein dieser Teil mit seinen hundert Gliedern, hängt vom Standpunkte des Schauenden ab, ein Standpunkt, den die Jahrhunderte in wechselnder Höhe und mit ebenso wechselndem Ausblick festlegen.

Wie dem auch sei — das einzelne Individuum erscheint in solcher Betrachtung nur wie eine rasch aufträufelnde und ebenso rasch wieder zerfließende Welle in einem unaufhaltsam flutenden Strom. In bewußtem oder unbewußtem Erkennen dieser Wahrheit sammeln wir heut so manches Blättchen, das sonst wohl achtlos verflatterte, in dem Bemühen, in solchen flüchtigen Aspekten zu haschen, was uns sonst unwiederbringlich ent schlüpft: das Individuelle, das Persönliche. Das aber spiegelt sich nirgends so unmittelbar wieder als in ungezwungenen Briefen. Auch die Selbstbiographie kommt ihnen nicht gleich. Es fehlt ihr oft das Emporquellen aus dem Unbewußten, das der temperamentvollen

*) Mein Heimatland, mein Stolz und Freude.

Augenblicksäußerung des flüchtig hingeworfenen Briefes eigen ist. Der Brief markiert hier eine Ecke, läßt dort einen Lichtfunken in ein dunkles Winkelchen fallen — ein Zickzack, der sich rundet und ebnet, sobald sich ein Mensch nach getaner Lebensarbeit zur Aufzeichnung seiner Erinnerungen anschickt. Bei aller Offenheit und Wahrheitsliebe werden diese nicht so Unmittelbares geben wie die Briefe von einst. Das ist, als wenn man sich selbst in einem Spiegel beschauen will; man sieht nie so ganz sein eigenes Gesicht, sondern das, was man in diesem Augenblick sehen will.

Andererseits hat die Selbstbiographie eines bedeutenden Menschen oft den Vorzug vor den die Persönlichkeit mit scharfem Griffel umreisenden Briefen, daß gleichzeitig die Umwelt mit ihren mannigfachen Beziehungen und Einwirkungen das Porträt umspielt. Seitdem die Renaissance das Persönlichkeitsbewußtsein im Menschen erwachen und rasch erstarken ließ, hat es immer Menschen gegeben, die ihr Sein und Werden in Beziehung auf ihre Epoche fühlten und aufzeichneten, sei solche Beziehung auch nur so ganz naiv wie bei Benvenuto Cellini, dessen Lebensbeschreibung der Münchener Verlag von Martin Mörike in einer zierlichen, mit Reproduktionen des Perseus und Merkur geschmückten Ausgabe einer Sammlung von Selbstbiographien einverleibt hat. Von der Goetheschen Übertragung unterscheidet sich die geschmeidige, gut lesbare Verdeutschung Heinrich Conrads durch Vollständigkeit des Textes sowie durch ein innigeres Sichanschmiegen an die temperamentvollen Eigentümlichkeiten des Originals. Den kraftgenialischen, eigenwilligen Menschen Benvenuto wird man zwar in der Goethe-Ausgabe ebenso gründlich kennen lernen können, aber das moderne Deutsch Conrads möchte die Bekanntschaft gefällig erleichtern.

Aus heißem Bemühen nach Vollständigkeit scheint ein anderes Sammelwerk entstanden, das der Insel-Verlag bringt: eine von Heinrich Fund veranstaltete Sammlung der „Bekanntnisse, Schriften und Briefe der Susanna Catharina von Klettenberg“, der „schönen Seele“, der Goethe im Wilhelm Meister das allbekannte Denkmal gesetzt hat. Inwieweit Goethe für dies Kapitel des „Meister“ handschriftliches Material des Fräulein von Klettenberg benutzt hat, ist oft umstritten und nie ganz aufgeklärt worden. Auch was in diesem Bande an authentischen Briefen, Aufsätzen und Gedichten zusammengetragen wurde, macht kein entscheidendes Urteil möglich. Das Wahrscheinliche dürfte sein, daß Goethe aus seiner Erinnerung an die verklärte Freundin, in deren traulichem Stübchen er zwanzig Jahre früher ein ruhevolleres Asyl in allem Sturm und Drang fand, ihr Bild gestaltete, wobei er es denn, wie großer Künstler Weise ist, freimachte von all dem wunderlichen Brimborium, mit dem jene christliche Bewegung ihre Frömmigkeit behängte. Diese Briefe und Gedichte zeigen noch deutliche Spuren davon. Wir lächeln wohl, wenn sich Susanna Catharina in einem Schreiben an einen „theuersten und in dem Heyland herzlich geliebten Bruder“ als die „mit zärtlicher Liebe zum genuß der Blutigen Gnade verbundene Schwester“

unterzeichnet. Und wir lächeln gleichfalls, wenn sie einen Brief an Karl von Moser sechs Jahre später also anhebt: „An einem stillen Empfindungsvollen Abend, wo der Mond — jupiter und die Prachtige venus, in Rahmenloser Majestet am Firmament funkeln und mir Jehova! mit starker stimme, in mein schmelzendes Herz ruffen, überlese ich ein mahl wieder Ihre beiden letzte Briefe, mein Theuerster Freund . . .“ Es finden sich daneben viel schöne Stellen, die von der bei aller Schwärmerei aufrichtigen und tiefen Frömmigkeit der schönen Seele zeugen. Dennoch wird offenbar, wieviel von seines Geistes Klarheit Goethe in dies Gefühlswirrsal tragen mußte, um das Porträt der Freundin mit so reinen Farben und Linien malen zu können. Nicht daß die Feinheit ihrer Seele, ihr vollbefriedigtes In-sich-ruhen seine Phantasie gewesen wäre — es war vielmehr eine verborgene Wirklichkeit, die der Künstler in ihm nachfühlen und darstellen konnte.

Auf solche Würdigung kam es augenscheinlich dem Herausgeber nicht an — eher wohl darauf, die Klettenberg in die religiöse Bewegung hineinzustellen, deren stille Jüngerin sie sovieler Jahre hindurch war. Der Passus in der Einleitung, der in Fräulein von Klettenbergs trefflichem Arzte das Urbild von Fausts Vater sehen will, beruht auf einem Mißverständnis des Textes. Fausts Charakteristik des „dunklen Ehrenmannes“ weist schwerlich auf einen Wohltäter der Menschheit hin.

Wenn diese mit so emsigem Fleiß das Kleine und Kleinste sammelnde Arbeit sich nur an einen beschränkten Leserkreis wendet, so ist Theodor Poppes mustergültige Auswahl von Hebbels Briefen (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Leinenband 4 Mark) für die weitesten Schichten der Gebildeten bestimmt. Obgleich unser Volk die ernste Größe des Dithmarschen von Jahr zu Jahr mehr würdigen lernt, so ist für ein innigeres Verständnis seines Werks doch eine gewisse Vertrautheit mit dem Werdegang des Menschen erforderlich. Das hat der Dichter selbst gefühlt, als er wünschte, daß mit seinem Nachlaß auch Tagebücher und Briefe veröffentlicht würden. Wir müssen an Hebbels Hand in die Tiefen hinabsteigen, wo ihm „die Augen so schrecklich scharf werden, daß er durch die Erde hindurch die Toten verwesen sieht, doch nicht mehr die Blumen, die sie bedecken“. Dann werden wir auch den lichtereren Ausgang würdigen, als dem rastlos Strebenden, qualvoll Grübelnden Frauenliebe zur Erlöserin ward. Der fast unheimliche Drang nach Klarheit, nach Erkenntnis seines Selbst und von Welt und Leben drückte dem Dichter immer wieder die Feder zu diesen erschütternden Selbstbekenntnissen in die Hand. Doch es sind ihrer so viele, daß es langen Studiums bedarf, ihnen zu folgen. Deshalb ist diese gute Auswahl dankbar willkommen zu heißen.

Geringer wiegt der Wert der „Briefe der Liebe“, ein im selben Verlage erschienenenes Büchlein, in dem Camill Hoffmann hundertunddreiundneunzig „Dokumente des Herzens aus zwei Jahrhunderten europäischer Kultur“ gesammelt hat. Für eine Geschichte des Liebesbriefes — wer schriebe die? —, auf die

das nachgerade ominös gewordene Wort „Kultur“ im Titel hinzuweisen scheint, ist diese Zusammenstellung nicht erschöpfend genug. Ebenjowenig kommt die einzelne Persönlichkeit bei dem summarischen Verfahren zu ihrem Rechte. Das Buch kann also nur als eine Art anregender Lektüre für die umfassend Gebildeten gelten, die mit all diesen Geisteshelden und -heldinnen schon Freundschaft geschlossen haben; doch ist es fraglich, ob gerade solche Leser an der bunten Reihe der hundert Erwählten Geschmack finden werden. Für den Bildungstrieb der großen Herde, die sich aus einer oberflächlichen Kenntnissnahme von Bruchstücken ein Urteil über das Ganze heraussüßelt, sind hingegen solche Anthologien sehr gefährlich.

Ich habe mir die wertvollste Gabe der neuen Memoirenliteratur bis zum Schluß meiner Übersicht aufgespart. Es ist der Ergänzungsband zu Karl Schurz' „Lebenserinnerungen“ (Georg Reimer, Berlin), den die Tochter des Toten aus Briefen und einer biographischen Skizze seiner politischen Tätigkeit von 1869 bis 1906 von Frederic Bancroft und W. A. Dunning zusammengestellt hat. Auch hier wieder geben die Briefe das Allerpersönlichste, den Lebensodem der Instinkte und heimlichsten Motive, aus denen der Mann und sein Werk ward. Die Jugendbriefe verraten noch, gelegentlicher schulmeisterlicher Anwandlungen den Freunden gegenüber unbeschadet, die tastende Anreise wie den ins Ungemessene schweifenden Freiheitsdrang der lebensfremden, bisher unerprobten Jugendkraft, der denn auch den blutjungen Studenten in die Arme der Revolutionäre treibt. Dann kommen die politischen Enttäuschungen der Nationalversammlung zu Frankfurt, das Erliegen der ideologischen Freischaren. Und mit dem Augenblick, wo Schurz dem Tode ins Auge gesehen hat, ist auch schon der Mann in ihm hellwach und allen unklaren Jünglingsphantasien überlegen. Er überschaut sofort das Haltlose der Flüchtlingsexistenz und geht sogleich daran, sich in einem neuen Vaterlande sein Leben wieder aufzubauen. „Wenn ich nicht Bürger eines freien Deutschland sein kann, so möchte ich wenigstens Bürger des freien Amerika sein. . .“ Doch hat er die Besonnenheit, sich zuvor die rechte Lebensgefährtin zu wählen und mit sich hinüberzuziehen in das Schiffelein, das nur die Hoffnung auf Erfolg und sein junges Liebesglück an Bord manchem Besonnenen zu leicht befrachtet geschienen haben möchte. Auch Frau Margarete tritt uns in all ihrem klugen Liebreiz aus diesen Bekenntnisbriefen entgegen, die Zeugnis ablegen von einer idealen, auf vollkommenes, kameradschaftliches Vertrauen gegründeten Ehe — eine so innige geistige Verwandtschaft, daß der Mann beim Trommelschlag und Posaunenklang der heißesten Wahlschlachten noch Zeit fand, ein paar inhaltsschwere Zeilen an die daheimgebliebene Gattin zu senden. Sie war eine von den seltenen Frauen, die zu verstehen, zu sorgen und zu entsagen wissen, und ihr Tod war für Schurz ein so überwältigender Schmerz, daß er in diesen Blättern kein Echo findet.

Der große Ernst, mit dem sich Schurz seiner politischen Mission, dem Kampf gegen das Beutefystem, die Wahlmaschinen und Tyrannei der „Bosses“, sowie

in den letzten Jahren der Befehdung des Imperialismus, der Expansionspolitik, hingab, hat es mit sich gebracht, daß die Lichtnatur seines Wesens der Öffentlichkeit fremder geblieben ist. Seine politische Macht war so bedeutend, daß man den lebenswürdigen Menschen darüber vergaß. Der redet nun zu uns aus diesen Briefen und wir erkennen deutlich, daß ein unerschütterlicher Glaube an die Menschlichkeit die unsicheren Zielversuche des Revolutionärs wie die weitblickende organisatorische Tätigkeit des Parteiführers bestimmte: „Ich liebe die Menschen trotz ihrer selbst und besitze jenes unverwundliche Vertrauen, welches, tausendmal getäuscht, tausendmal neulebendig aufatmet,“ schreibt er noch 1863. Dieser Glaube an die Menschheit ließ ihn in der republikanischen Freiheit der amerikanischen Staatsverfassung die höchsten Entwicklungsmöglichkeiten für das Dasein eines Volkes sehen — er gab ihm auch rasch das Bürgerrecht in einer Nation, die zur Zeit seines Kommens jung war wie er selber. Dieser Glaube machte ihn sogleich heimisch im Kreise des Geistesaristokraten von Boston, deren Stimmen seither im Geräusch der Maschinen, im Tumult der Börse mehr und mehr verhallt sind — er stürzte ihn in bittere Kämpfe, denn Schurz kannte keinen Kompromiß und stand für seine Überzeugung ein, mehr als einmal auch in scharfem Widerspruch gegen die Partei, die ihn zu ihrem Führer erkoren hatte. Er ist auch hierin den Idealen seiner Jugend treugeblieben — seinem Haß gegen jeden Zwang, den er durch Erziehung zum Selbstdenken ersetzt wissen wollte. Daß die innere Politik Amerikas sich mehr und mehr der entgegengesetzten Richtung zuneigte und gewaltige Parteimaschinerien die freien Bürger wie Marionetten hin- und herbewegten, ist gegen das Ende der größte Schmerz seines tatenfrohen Lebens gewesen. Rätselhaft, wie manches Wort, das von den Lippen der Scheidenden kommt, klingt uns sein letzter Ausspruch: „Es ist so einfach zu sterben.“ Ist es das Bewußtsein vollkommener Lebenserfüllung, das hier zum Ausdruck kommt, oder tiefste Müdigkeit — Überdruß an einer Welt, die seine heiligste Überzeugung nicht mehr verstand?

Er starb als ein getreuer Sohn der neuen Heimat und ist doch im Herzen ein Deutscher geblieben. Amerikaner war er nach seinem umfassenden Wissen um Geschichte und Politik des Staatenbundes, nach seinem weitblickenden Sorgen für des Landes Zukunft. An uns aber fesselte ihn sein Stammeserbe, der große, kostbare Schatz einer jahrhundertealten Kultur, den zu hegen und zu mehren der unermüdllich Tätige immer Zeit fand. Sehr oft hat man bei seinen politischen Reden die Empfindung, daß er sich nicht so sehr der amerikanischen Atmosphäre angepaßt hat, sondern daß er vielmehr bemüht war, das Allerbeste vom deutschen Geistesleben den freien Bürgern mitzuteilen, auf daß sie auf diesen Stützen aus schlackenfreiem Erz ihr Staatswesen weiterbauten. Wie warm sein Herz für das alte Vaterland geschlagen hat, das zeigen seine Ansprachen an die Deutschen in Amerika, besonders die eine am 12. August 1871 zu Chicago, in der der Siegesjubel jener Zeit wiederklingt:

„Die große Seele Deutschlands, die viele Menschenalter hindurch wie ein Gespenst in der Weltgeschichte umging, hat endlich wieder einen Körper gefunden, gewaltig wie sie selbst. Die blinkende Helmspitze der Germania ist sichtbar von allen Punkten des Erdballs, und ein Gefühl, welches der Deutsche lange nicht gekannt, durchströmt jetzt jede deutsche Brust in allen Landen: das stolze freudige Gefühl das Kind einer großen Nation zu sein . . . Möge es eine edle Frucht tragen. Möge es im Herzen eines jeden Deutschen nicht das Strohfeuer eitler, knabenhafter Überhebung entzünden, sondern das ernste Bewußtsein unserer Pflicht, uns der großen Mutter würdig zu zeigen.

. . . Zeigen wir denn, daß wir als intelligente, überzeugungstreue und tatkräftige Werkleute bei dem Ausbau eines freien und sittlichen Staatslebens mitzuarbeiten verstehen. Und wenn ich jetzt auf die Bewegung blicke, die sich in allen Kreisen des Deutschtums geltend macht . . ., so wird mir täglich klarer, daß die Masse der deutschen Bürger bereits im Geiste in die Reihen derer getreten ist, welche die Wahrheit ehrlich zu erkennen streben und nach bester Erkenntnis handeln wollen.

Die große Mehrheit der Deutschen hat ja ohnehin der sogenannten praktischen Politik, d. h. der selbstsüchtigen Ausbeutung der von einer Partei gewonnenen Vorteile immer ferner gestanden. . . . Der gewissenhafte, unabhängige Geist lebt in ihnen; geben Sie ihm die Tatkraft, die ihn fruchtbar macht.

. . . Ich sage auch nicht: Folgt mir! Glaubt blindlings meinen Worten! Aber ich sage euch: Folgt niemandem blindlings! Vertraut nicht, sondern denkt! Schafft euch in dem Widerstreit der Meinungen mit gewissenhafter Sorge die eigene Überzeugung! Wenn ihr aber diese Überzeugung gewonnen habt, so fordere ich von euch, habt auch den Mut, als freie Männer danach zu handeln. Nicht daß wir alle immer gleich denken und handeln, sondern daß wir alle immer ehrlich denken und handeln, wird uns einen segensreichen Einfluß auf die Geschicke dieses Landes geben.“

